

# Tugendethik

## Doris Pfabigan

Das griechische Wort *télos* bedeutet Vollendung, Erfüllung, Zweck oder Ziel. Teleologische Ethikansätze richten ihr Hauptaugenmerk auf bestimmte Zwecke oder Ziele. Der Inhalt dieses Ziels wird von den verschiedenen Richtungen auf recht unterschiedliche Art und Weise bestimmt. Begründet wurde dieser Ansatz in der Antike von Aristoteles (384 v. Chr.), der davon ausgeht, dass unser gesamtes Streben auf ein Endziel hin ausgerichtet sein muss, sonst wäre unser Leben sinnlos. Dieses höchste Gut ist die Glückseligkeit (*eudaimonía*). Glück stellt sich aber nicht von selbst ein, sondern nur im „tätigen Vollzug einer Praxis, deren Gelingen (,Glücken‘) zu einem sinnerfüllten Leben beiträgt“ (Pieper 2003, 163). Aristoteles beschreibt in der *Nikomachischen Ethik* Glückseligkeit als die Weise des tätigen Lebens, die der Vernunftbegabung und der sozialen Natur des Menschen am meisten entspricht. Dieses Tätigsein kann nun mehr oder weniger vollkommen praktiziert werden. Aristoteles spricht von Tüchtigkeit, von Tauglichkeit, vom Können – kurz gesagt von Tugend –, wenn irgendeine Tätigkeit gut oder vollkommen ausgeführt wird (vgl. Aristoteles 2002, 1098a18–b5).

Aristoteles, der die Seele als Sitz des Menschseins bestimmt, welche aus einem vernünftigen und einem begehrenden unvernünftigen Teil besteht, teilt die Tugenden demgemäß in dianoethische und ethische Tugenden ein. Dianoetische Tugenden betreffen das intellektuelle Können, weshalb sie Verstandestugenden heißen und durch Lernen angeeignet werden. Ethische Tugenden oder Charaktertugenden beziehen sich nach Aristoteles auf den Teil der Seele, in dem die Leidenschaften ihren Sitz haben. Sie betreffen das rechte Maß des Wollens und können nicht wie die Verstandestugenden gelehrt und gelernt werden, sondern werden durch Gewohnheit angeeignet. Diese Tugenden erwerben wir, indem wir sie praktizieren.

Im Hinblick auf das gute Leben in der Gemeinschaft ist die sittliche Einsicht, die *phrónesis*, die wichtigste Tugend. Die *phrónesis* als dianoetische Tugend der praktischen Vernunft befähigt uns zu erkennen, worin das rechte Maß des Wollens besteht. Allerdings kann es für das rechte Maß, das für Aristoteles die Mitte (Mesotes-Lehre) ist, kein objektives Kriterium geben. So ist beispielsweise die rechte Mitte zwischen Tollkühnheit und Feigheit die Tapferkeit. Was jedoch für einen Geschäftsmann das richtige Verhältnis zur Angst ist, kann für einen Krieger ein Zuviel oder ein Zuwenig an Angst sein. Vielmehr gilt es, ein ausgewogenes Verhältnis zwischen allgemeinen Regeln zu finden und dabei einen ausgeprägten Sinn für das Besondere zu entwickeln. Aristoteles räumt dabei der Wahrnehmung des Besonderen hohe Priorität ein (vgl. Nussbaum 1999, 28). Doch, so betont er weiters, gebe es nicht für jede Handlung oder jeden Affekt eine Mitte. Affekte

wie beispielsweise Schadenfreude oder Neid und Handlungen wie Diebstahl oder Mord seien an sich schlecht (vgl. Aristoteles 2002, 1107a–15).

Anders als bei Aristoteles und anderen Tugendethiken wird in späteren teleologischen Ansätzen oder im Utilitarismus nicht mehr von einer letzten vorgegebenen Zweckhaftigkeit des menschlichen Daseins ausgegangen. Während der Utilitarismus das Wohlergehen aller Betroffenen für die höchste sittliche Forderung hält, geht es in der konsequentialistischen Ethik um das langfristige Selbstinteresse, sei es des Einzelnen oder einer Gruppe. Wenngleich andere Moralkonzeptionen – wie beispielsweise die deontologische Ethik, der Utilitarismus oder die Prinzipienethik – schwerpunktmäßig einen anderen Anknüpfungspunkt für moralische Urteile setzen, so findet sich auch in diesen Ansätzen ein Platz für Tugenden.

Aus heutiger Sicht ist die auf Aristoteles zurückgehende Tradition mit einer Reihe von Einwänden konfrontiert, die es problematisch erscheinen lassen, den moralischen Aspekt einfach als integralen Gesichtspunkt einer Suche nach dem guten Leben zu verstehen. So stellt sich nach dem Wegfall einer metaphysischen Teleologie sowie angesichts des bestehenden Wertpluralismus ganz allgemein die Frage, wie generelle Aussagen über objektiv Erstrebenswertes möglich sein sollen, die über die Behauptung minimalster Voraussetzungen hinausgehen. Ein anderer Einwand betrifft die Frage, welche Verantwortung uns für Charaktertugenden zugeschrieben werden kann. Handeln beruht auf Intention: Ohne Absicht keine Handlung. Für den Normalfall gilt, dass man, was man tut, auch unterlassen hätte können. Julian Nida-Rümelin (vgl. 1996) argumentiert, dass eine Person für ihr Handeln zur Verantwortung gezogen werden kann, was jedoch von ihren Charaktermerkmalen und Verhaltensdispositionen nicht in gleicher Weise gesagt werden kann. Da wir diese nicht wie Handlungen wählen können, sind wir dafür nicht in gleicher Weise verantwortlich wie für unsere Handlungen (vgl. Nida-Rümelin 1996).

Neben diesen Einwänden besteht von Seiten einiger PhilosophInnen ein wachsendes Unbehagen (vgl. Nida-Rümelin 1996) angesichts der weitgehenden Vernachlässigung moralischer Empfindungen in der modernen, der Aufklärungstradition verpflichteten Ethik. KritikerInnen der prinzipienethischen Ansätze sprechen sich für das Anerkennen der großen Vielfalt unterschiedlicher Erfahrungen aus. Ihre Argumentation beruht vor allem darauf, dass sich ethische Urteile nicht unabhängig von diesem Erfahrungshorizont formulieren lassen und komplexe moralische Situationen nicht auf einige wenige idealtypische Charakteristika und allgemeine Prinzipien reduziert werden können. Eine dieser PhilosophInnen ist Martha Nussbaum, die im Kontext einer an Aristoteles orientierten Philosophie der Moraltheorie ihre anthropologischen Grundlagen zurückgeben möchte. Ausgehend von der aristotelischen Vorstellung eines guten

Lebens entwirft sie ein System von Bedürfnissen und Fähigkeiten, aus deren Vorhandensein Nussbaum moralische Ansprüche begründet. Zu den allgemeinen Bedingungen des Menschseins zählt sie unter anderem: Sterblichkeit und Angst von dem Tod, Körperlichkeit und die immanente Bedürftigkeit und Verletzlichkeit, Verbundenheit mit anderen Menschen, mit anderen Arten und mit der Natur sowie das Bedürfnis nach Getrenntsein. Zwar werden die im Konzept genannten Aspekte von verschiedenen Gesellschaften unterschiedlich konstruiert, aber das Maß an Überschneidungen und Kontinuität hält Nussbaum für ausreichend, um einen tragfähigen politischen Konsens zu begründen (vgl. Nussbaum 1999, 187ff.).

Auch die Bedeutung von Tugenden erfährt in der philosophischen Diskussion vermehrt Beachtung. Eine Antwort auf die Frage, was unter Tugenden aus heutiger Sicht verstanden werden kann, findet man beispielsweise bei Linda Trinkaus Zagzebski (vgl. 1996). Sie charakterisiert Tugenden als Vortrefflichkeit, die über eine längere Zeit durch frei gewählte Übung mittels Nachahmung von Vorbildern angeeignet wurde und somit einen Teil der Identität einer Person ausmacht. Anders als Nida-Rümelin (vgl. 1996) argumentiert sie, dass Tugenden als bewusst angeeigneter Aspekt der Identität zu verstehen ist und deshalb in den Bereich fallen, den die Person zu verantworten hat (vgl. Fischer et al. 2007, 178). Als Kennzeichen von Tugendhaftigkeit benennt Trinkaus Zagzebski die Bereitschaft, sich das zu der jeweiligen Tugend gehörende Wissen anzueignen, also zu wissen, was es zum Beispiel heißt, in einer ganz bestimmten Situation gerecht zu handeln. Eine wesentliche Komponente der Tugend stellt die Motivation dar. Trinkaus Zagzebski beschreibt Motive als Gefühle, die einer Tugend einhergehen, das Handeln anstoßen und ihm die für die jeweilige Tugend spezifische Richtung geben (vgl. Trinkaus Zagzebski 1996, 179).

### **Literatur:**

Aristoteles (2002): Nikomachische Ethik (eth. Nic.). Übersetzt und kommentiert v. Franz Dirlmeier. Stuttgart.

Fischer, Johannes/Gruden, Stefan/Imhof, Esther/Strub, Jean-Daniel (2007): Grundkurs Ethik. Grundbegriffe philosophischer und Theologischer Ethik. Stuttgart.

Pieper, Annemarie (2003): Einführung in die Ethik. München.

Nida-Rümelin, Julian (1996): Angewandte Ethik. Die Bereichsethiken und ihre theoretische Fundierung. Ein Handbuch. Stuttgart.

Nussbaum, Martha (1999): Gerechtigkeit oder das gute Leben. Hg. v. Herlinde Pauer-Studer. Frankfurt am Main.

Trinkaus Zagzebski, Linda (1996): Virtues of the Mind. An Inquiry into the Nature of Virtue and the Ethical Foundations of Knowledge. Cambridge.